Mehr Achtung vor dem Einfall

Autor(en): **Knobel, Bruno / Barth, Wolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **91 (1965)**

Heft 41

PDF erstellt am: **06.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-505163

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

MEHR ACHTUNG VOR DEM EINFALL

Der Eisberg

Ein Auto lief nicht mehr. Der Besitzer war verzweifelt. Etliche Mechaniker versuchten vergeblich, den Schaden zu beheben. Man rief schließlich dem Chefmonteur. Der besah sich die Sache eingehend, nahm einen Hammer, klopfte einmal damit – und der Motor lief.
«Was bin ich schuldig?» fragte strahlend der Automobilist.
«Zwanzig Franken» sagte der Chefmonteur.
«Sie sind wohl verrückt!» schrie der Automobilist weniger strahlend. «Zwanzig Franken für einen Schlag?»
«Für den Schlag einen Franken», entgegnete der Monteur, «neunzehn Franken für gewußt, wohin.»

Was der Chefmonteur da so mit leichter Hand in einem Schlage bewerkstelligt hat, sah höchst einfach aus. Sein Wissen, sein Ueberlegen, seine Kopfarbeit, die ihn überhaupt erst befähigten, den einen richtigen Schlag zu tun, blieben verborgen. Doch bezahlen will man in der Regel nur für die sichtbare Leistung, für das, was einer mit der *Hand* tut. Diese Einstellung ist noch ein Relikt aus dem Mittelalter. Auch Schriftsteller oder Journalisten leiden – unter vielen anderen – unter dieser Einstellung einer einfallslosen Mehrheit. Da wird von manchen Lesern der sogenannte Zeilenschinder belächelt. Er wird pro Zeile bezahlt, gewiß. Ist das aber so belächelnswert? Kommt im Zeilenhonorar etwa auch die Belohnung für den guten Einfall, für die blendende Idee zum Ausdruck? Mitnichten! Die Zeilenzahl ist aber nur der Schlag mit dem Hammer. Gewußt wohin – das wird selten honoriert. Wenn einer geistige Arbeit geleistet hat und sich darüber äußert – diese Aeußerung ist wie ein Eisberg: Ein Zwölftel ist sichtbar, elf Zwölftel sind unsichtbar. Belohnt wird ein Zwölftel. Das ist oft das Schicksal des schöpferischen Menschen. Das Prinzip des Stundenlohnes gilt für ihn selten.

Die Badewanne

Ein origineller, vielseitiger Publizist beklagte sich einmal: «Was mich am meisten ärgert bei meiner Arbeit, das ist der Erfolg. Man sagt mir, gutgelaunt, anerkennend und auf die Schultern klopfend: ‹Gut gemacht! Man merkt, Sie schreiben leicht; wie könnten Sie sonst … Und Ideen haben Sie! Ja, wer solche Ideen und Ein fälle hat, ist zu beneiden. Das ist eine Gabe …› Dieses Gerede von der ‹Gabe› macht mich wütend. Was nützt es mir, wenn ich leicht schreibe – aber was heißt das schon ‹leicht schreiben›. Glaubt der Leser, wenn etwas sich leicht lese, dann sei es auch leicht geschrieben worden? Was nützt es mir, daß ich etwas leicht schreiben kann, wenn ich mich zuvor *tagelang* um einen Ein fall mühte. Glauben denn die guten Leute, Ein fälle kämen einfach von irgendwoher. Viele Menschen mögen vielleicht keine Ein fälle haben, aber nicht deshalb, weil sie diese ‹Gabe› nicht

besitzen, sondern weil sie sich nicht um Ein

fälle (geistig arbeitend) bemühen, weil es eben nicht so ganz mühelos ist ...»

Dem genannten ärgerlichen Manne ist durchaus beizupflichten. Es gibt so viele Leute, die gern und häufig von den Ein

fällen anderer profitieren und glauben, der Urheber eines Ein

falles sei von der Idee so ganz plötzlich, aus heiterem Himmel angefallen worden: ‹Heureka!› Sie sehen nur den Archimedes, der mit diesem Ausruf aus jenem Bade sprang, in welchem sitzend ihm das Prinzip ‹eingefallen› war, nach dem man das spezifische Gewicht eines Körpers bestimmen kann. Ein bloßer, unverdienter Ein

fall? Man möge doch bitte nicht vergessen, daß der brave Archimedes vorher *tagelang* und sogar äußerst angstvoll über dem Problem gebrütet hatte, weil ihm nämlich vom höchst unfeinen Tyrannen Dionys das Problem gestellt worden war.

Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf!

«Hören Sie; Sie haben doch immer so vorzügliche Ideen. Sehen Sie, nun habe ich da dieses Soundso-Problem, Sie verstehen. Und weil Sie doch stets so gute Ein

fälle haben – könnten Sie sich nicht dazu etwas ein

fallen lassen?» ... So sprechen nur jene, welche den unsichtbaren Teil des Eisberges nicht in Rechnung stellen. Gewiß, es ist richtig, daß es der Herr den Seinen im Schlafe gibt – manchmal. Aber ganz, ganz gewiß nie umsonst. «Nur mit Mühe laute Schreie zurückhaltend, gebäre ich eine Idee» klagte Alexander Musset. Nach mühsamer, qualvoller Arbeit am Anfang des Dramas Ahnfrau kam Grillparzer nicht weiter. Unablässig beschäftigte er sich damit, ging schließlich schlafen, und am andern Morgen schrieb er mit fliegender Feder fast wie nach Diktat. Nicht der Schlaf brachte ihm die Ideen, sondern die Arbeit vor dem Schlafengehen. ‹Genie› besteht aus einem Prozent Genie und aus neunundneunzig Prozent Schweiß.

Dem französischen Mathematiker Poincaré kam die Idee, daß die Transformationen, die er verwendete, um die Fuchsschen Funktionen zu definieren, identisch seien mit denen der nichteuklidischen Geometrie. Diese Idee kam ihm, als er in Coutances einen Omnibus bestieg. Man weiß das und erzählt es gerne weiter. So einfach ist das: Man nehme einen Omnibus und steige ein, dann kommt der geniale Ein

fall. Wie das aber zuging, beschrieb Poincaré in ‹L'invention mathématique› selber: Nach *wochenlangem, vergeblichem* Bemühen kamen ihm eines Nachts unzählige wirre Ideen. Am andern Morgen erkannte er, daß er das Bestehen einer neuen Klasse Fuchsscher Funktionen entdeckt hatte. *Während längerer Zeit* beschäftigte er sich weiter mit dem Problem, bis er dann im Omnibus einen weiteren Ein

fall hatte.

Ideen und Ein

fälle – das sind für viele (die keine haben) Geschenke an von der Natur Begünstigte. In Wahrheit sind sie der Lohn für harte Arbeit. Aber diese Arbeit wird unterbewertet. Falls Sie das nicht glauben: Hätten Sie mir eine gute Idee?

Bruno Knobel